

Kaninchen auf Chicagos Flughafen

Wie ich den Schüleraustausch mit Peoria erlebte

MARTHA DUDZINSKI

Schon im Januar hatte ich mich für den Austausch mit Friedrichshafens Partnerstadt Peoria im Sommer 2005 angemeldet, was mir ermöglichte, dass ich mich länger auf die Reise freuen konnte. Der erste Aufenthalt im „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ – das musste entsprechend gewürdigt werden!

Die Aufregung kannte keine Grenzen, und nach einigen Vortreffen war es endlich so weit: Am 29. Juli, der übrigens der zweite Tag der Sommerferien war, standen alle pünktlich zu einer Zeit auf, zu der sich unsere nachaktiven Altersgenossen gerade erst nach Hause begeben hatten. Auch wenn alle müde und nur begrenzt handlungsfähig waren, hat Willi Huster, der Vorsitzende des Peoria Clubs Friedrichshafen, zur allgemeinen Freude gleich die ersten Fotos für die Homepage geschossen. Nach einer halben Stunde Flug nach Frankfurt und anschließendem schier ewigem Warten auf dem Flughafen, das viele mit Stöbern in den – so schien



Wir können die Reise in die amerikanische Partnerstadt nur empfehlen!

es –endlosen Gassen der Duty-free Shops oder wahlweise mit fasziniertem Anstarren der Anzeigetafeln verbrachten, war es endlich so weit: Der Transatlantikflug Frankfurt – Chicago konnte beginnen.

Das Flugzeug sah aus, wie man es aus den Filmen kennt: unfassbar lange Gänge mit je zwei Sitzen rechts und links und einer fünfsitzigen Reihe in der Mitte. Zur grenzenlosen Begeisterung einiger Teilnehmer befand sich auf dem Vordersitz jedes einzelnen Passagiers ein kleiner Bildschirm, sodass man unabhängig voneinander den Flug mit dem Ansehen verschiedener Filme und Sendungen verbringen konnte. Die Zeit verging – wortwörtlich – wie im Fluge, und schlappe neun Stunden später waren wir in Chicago, der drittgrößten Stadt der Vereinigten Staaten von Amerika und – ganz nebenbei – der Stadt mit der zweitgrößten polnischen Bevölkerung gleich nach Polens Hauptstadt Warschau.

Die Sonne schien hell, alles schien uns die Ankunft so angenehm wie möglich machen zu wollen. Als wir schließlich unsere Taschen in den kleinen Bus luden, der uns nach Peoria bringen sollte, machte sich allgemeine Aufregung breit. Einige Teilnehmerinnen bestanden steif und fest darauf, auf einer neben der Zufahrt gelegenen Rasenfläche ein Kaninchen zwischen den Büschen gesehen zu haben. Doch trotz der schamlosen Behauptungen, das seien durch die Müdigkeit hervorgerufene Halluzinationen, mussten sich nach und nach immer mehr Reisende eingestehen, dass sich tatsächlich Langohren auf dem Gelände des Flughafens frei bewegen konnten, wie uns Heinz Ewald, der mit seiner Frau Susanne unsere Gruppe betreute, bestätigte.

Daraufhin folgten drei Stunden Busfahrt auf amerikanischen Straßen, die uns die Vorstellung, wie wir sie aus den Filmen kannten, bestätigte: nämlich voll mit den typisch amerikanischen Trucks, deren Motor wie eine Nase heraussteht, und der großen Mehrheit amerikanischer Automarken, die wir später noch genauer kennen lernen sollten, ebenso wie die überraschend große Zahl von Stretchlimousinen.

Als wir bei einer Ansammlung von Fastfood-Restaurants, die praktischerweise alle an ein und demselben Rastplatz waren, hielten, fiel die nächste typisch amerikanische Eigenschaft im Zusammenhang mit Autos auf: Der Motor wurde einfach angelassen, selbst wenn einer ausstieg und in eines der Restaurants ging. Diese kleine Handlung eines hungrigen Amerikaners machte uns gleich zwei Dinge bewusst: dass die Amerikaner ihren Mitmenschen wesentlich mehr Vertrauen bezüglich ihrer Autos schenken – viele haben keine Angst, das Fenster oder eben den ganzen Wagen offen stehen zu lassen – und ebenso die untergeordnete Rolle, die der Einfluss der Kraftfahrzeuge auf die Umwelt spielte. Denn hier in Deutschland käme wohl kaum einer auf die Idee, den Motor laufen zu lassen, während er zum Essen geht, sei es nun aus Liebe zur Umwelt oder aus Sparsamkeit, der hohen Spritpreise wegen. Nach all diesen Erkenntnissen über die amerikanische Automobilbranche kamen wir schließlich in Peoria an, wo wir von unseren Gastfamilien mit selbst ge-

malten Plakaten, die uns willkommen hießen, empfangen wurden. Hier trennten sich fürs Erste die Wege unserer Gruppe, und jeder –bis auf wenige, die gemeinsam untergebracht waren – musste sich alleine in der Welt der „Amis“ zurechtfinden.

Überall begegneten einem Dinge, die einem schon aus dem Fernsehen bekannt waren, wie die aus Querbalken gefertigten Häuserwände und die Häuser ganz am Ende eines Grundstückes, das sich wie eine gigantische grüne Fußmatte aus perfekt gestutztem Gras meist ohne Zaun bis zur Straße streckte.

Fast an jedem Haus hingen große amerikanische Flaggen und auch auf vielen Autos konnte man den berühmt-berüchtigten amerikanischen Patriotismus in Form von schleifenförmigen Aufklebern erkennen, deren Aufschrift meist für Unterstützung der Soldaten im Irak plädierte. Schon früh machte sich bemerkbar, dass nicht jeder Amerikaner Anhänger des Präsidenten ist und nicht jeder Unterstützer der Truppen auch hinter dem Irakkrieg steht. Das brachte ich in Erfahrung, als meine Familie, an deren Hausfassade eine große amerikanische Flagge und an deren Autos mehrere der oben genannten Schleifenaufkleber hingen, auf die Erwähnung ihres Staatsoberhauptes sehr empfindlich reagierte. Und als ich mich wegen der Aufkleber wunderte, erklärte sie mir, dass es unfair sei, die Soldaten dafür leiden zu lassen, dass sie dem Befehl dieses Präsidenten gehorchen müssten.

Meine Gastfamilie machte mir auch den schon oben erwähnten Umgang mit Autos noch klarer. Abgesehen davon, dass jedes Familienmitglied – Vater, Mutter und meine 16-jährige Austauschpartnerin, die seit knapp drei Monaten ihren Führerschein hatte – ein eigenes Auto hatte und es auch oft benutzte, erklärte man mir, dass man in Amerika ohne Auto praktisch unbeweglich ist. Die öffentlichen Verkehrsmittel, die ich im Übrigen nie zu Gesicht bekam, sind laut meiner Austauschpartnerin unzuverlässig und

auch Fahrradfahren ist viel zu gefährlich, was nicht nur am gefährlichen Fahrstil vieler, besonders junger Autofahrer liegt, sondern auch vor allem daran, dass Straßen oft weder Fuß- noch Fahrradwege vorzeigen können. Also wundert es nicht, wenn sich der durchschnittliche Amerikaner der Diktatur der Infra-

Zwei, die sich verstehen: Martha (li.) und ihre Austauschpartnerin.



Einmal Indianer spielen...

struktur unterwirft und ergeben zum eigenen Auto greift, sobald er mit 16 den Führerschein machen darf.

Das Faszinierende war auch die Einstellung zu den Benzinpreisen, die gerade während unseres Aufenthaltes gestiegen waren – etwas unter 3 Dollar pro Gallone zahlte man dort – was etwa 55 Cent pro Liter entspricht. Während sich besonders die Jugend beschwerte, die den Sprit verständlicherweise selber zahlen musste, versuchte ich ihnen klarzumachen, dass ihre Preise geradezu traumhaft waren im Vergleich zu dem, was unsereins für das Füttern seines Fahrzeugs zahlen muss. Doch trotz der für sie hohen Spritpreise fuhren sie ohne Skrupel überallhin, selbst wenn es nur zum knapp 50 Meter entfernten anderen Ende der Straße ging.

Neben dieser verschwenderischen Angewohnheit im Zusammenhang mit Autos stellten sich auch die Gerüchte um amerikanische Essgewohnheiten bald als wahr heraus. Überaus häufig ist das Ritual, spontan zu einem der ungeheuer vielen Fast-food-Restaurants zu fahren. Dazu kommt eine riesige Auswahl an kulinarischen Expressdiensten, wie sie hierzulande nicht nachvollziehbar ist. Dass diese Restaurants wesentlich günstiger sind als bei uns, erklärt außerdem, dass es dort möglich ist, jeden Tag in einem von ihnen zu speisen, sei es nun aus Faulheit, weil man selber nichts kochen will, oder aus Appetit auf Nahrungsmittel, denen man ihre fettreichen Zukunftspläne gegenüber dem menschlichen Körper geradezu ansieht.

Der große Preisunterschied zwischen unserem und dem amerikanischen Markt macht sich nicht nur bei Öl und Nahrungsmitteln bemerkbar, sondern besonders auch bei Kleidung. Dass die Vereinigten Staaten ein absolutes Shoppingparadies

sind, dürfte allgemein bekannt sein – nicht umsonst wurde uns empfohlen, von den zwei zugelassenen Koffern einen leer zu lassen, um genug Platz für die Einkäufe zu haben, im Gegenteil: Beim Packen zur Heimfahrt wurde es sogar eng. Denn nicht nur die paradiesische Auswahl an Bekleidungsgeschäften ließ unsere Herzen höher schlagen, sondern auch die Feststellung, dass in Deutschland sündhaft teure Markenkleidung dort bis um die Hälfte billiger war. So war meine Austauschpartnerin höchst überrascht, dass die Schuhe, die sie als normale Sportschuhe ansah, bei uns nicht nur ein Statussymbol geworden sind, sondern auch einen entsprechenden Preis erlangt haben.

Und um weit verbreiteten Klischees entgegenzutreten, möchte ich hiermit hervorheben, dass Mitglieder des männlichen Geschlechts es ebenfalls genossen, sich in den so genannten „Malls“, die man als große Einkaufszentren, vergleichbar mit dem „Lindaupark“ oder dem „LAGO“ in Konstanz, bezeichnen kann, nur dass die Gebäude etwa die vierfachen Ausmaße und mindestens eine ebenso viel größere Auswahl an Bekleidung haben, praktisch neu einzukleiden.

Auch die berühmte amerikanische Offenheit bekam besonders ich sehr stark zu spüren – doch im äußerst positiven Sinn. Denn wie das Schicksal so spielt, hatte ich gerade während unseres Aufenthaltes in Peoria Geburtstag, was von der Familie dementsprechend gewürdigt wurde. Nicht nur, dass man mir eine Torte, deren Geschmacksrichtung ich wählen durfte, mit der Aufschrift „Happy Birthday, Martha!“ anfertigen ließ, mir wurden auch zwei Feiern organisiert: eine mit der Familie, wobei ich von Familienmitgliedern, die ich noch nie zuvor gesehen hatte, hohe Geld- und Sachgeschenke bekam, und noch eine zweite mit den Freunden meiner Austauschpartnerin. Und als ob dies alles noch nicht genug wäre, ließen sie am vorläufigen Baseballspiel auf der großen Leinwand während der Spielpause Glückwünsche für mich anzeigen und vom Stadionsprecher ausrufen.

An meinem Geburtstag wurde mir noch ein anderes Detail bewusst, das ich schon vorher einige Male bemerkt hatte: die große Wertschätzung von Fotos in materieller Form, also nicht nur auf der Digitalkamera –die Tatsache, dass ich drei Bilderrahmen zum Geburtstag bekam, spricht wohl eindeutig für sich! In jeder Situation wird geknipst, was das Zeug hält, und im gesamten Haus an den Wänden verteilt beziehungsweise in zig Fotoalben gesammelt.

Dass die Staaten jedoch wesentlich mehr zu bieten haben als die üblichen Klischees, wurde uns während des Aufenthaltes ebenfalls klar. Denn die „unbegrenzten Möglichkeiten“ waren besonders für die Jugendlichen – vielleicht abgesehen vom Führerschein –weniger zutreffend, da in Amerika Alkohol und Nachtclubs erst ab 21 legal sind und es auch sonst nur wenige Möglichkeiten gibt, abends auszugehen. Kein Wunder also, dass alle hellauf begeistert davon waren, dass man in Deutschland mit 16 schon die Freiheit eingeräumt bekommt, Bier, Wein und Sekt zu trinken, während man bis halb eins in der Disco tanzt. Im Übrigen scheint Deutschland in den Vorstellungen der Amerikaner das traditionelle Biertrinkerland

zu sein. Denn wenn man jemanden kennen lernte, konnte man sicher sein, in den ersten zehn Minuten gefragt zu werden, ob man schon einmal auf dem Münchner Oktoberfest gewesen sei.

Ebenso überraschend schien es für manch einen zu sein, dass wir nicht liebend gern in Trachten die Freizeit verbringen. Das war ein Erlebnis, das wohl allen Deutschen dort widerfahren ist: eine für uns unerklärlich naive Frage, hervorgerufen durch die amerikanische Unwissenheit über andere Länder.

Manche Austauschpartner schienen Deutschland nicht nur für ein anderes Land auf einem anderen Kontinent zu halten, sondern für einen anderen Planeten. Nachdem ich leicht empört die Frage beantwortet hatte, ob es bei uns Coca-Cola gebe, war meine Austauschpartnerin etwas beschämt, geradezu verängstigt zu fragen, wie bei uns die Musik- und Filmindustrie funktioniere, ob wir amerikanische Filme und Lieder übersetzt bekämen. Ebenso fragte eine Amerikanerin, ob man denn während ihres Aufenthaltes in Deutschland auch einen Kurzurlaub in Ägypten verbringen könnte, da dies doch so nah sei. Allerdings kann man ihnen die Unwissenheit nicht übel nehmen, da sich die amerikanischen Medien, wie ich festgestellt habe, fast ausschließlich mit dem eigenen Land beschäftigen und man kaum die Gelegenheit hat, sich über andere Länder und deren Lebensweise zu informieren.

Natürlich mussten auch wir Deutschen uns eingestehen, dass wir allein durch das Sehen von amerikanischen Filmen und Serien nicht das Land selbst kannten, doch das konnten wir neben dem Mittendrin-statt-nur-dabei-Programm in den Gastfamilien auch bei den zahlreichen Programmpunkten aufholen. Neben dem Besuch bei „CAT“ alias „Caterpillar“, einem der weltweit größten Hersteller von Baumaschinen, dessen Firmensitz in Peoria liegt, wo wir erfuhren, dass jedes Produkt erst hergestellt wird, wenn es bereits einen Abnehmer dafür gibt, und dass 90 Prozent aller Bagger gelb und 98 Prozent aller Baggerkabinen klimatisiert sind, bestanden die Ausflüge jedoch mehr aus spaß- als aus bildungsorientierten Aktivitäten, was wohl auch allen recht war. Da war zum Beispiel die „Limousine Scavenger Hunt“, bei der wir gemeinsam mit unseren Austauschpartnern auf eine Schnitzeljagd der etwas anderen Art geschickt wurden: Jedem Team mit farbigem Teamtrikot, das hinterher jeder behalten durfte, wurde jeweils eine eigene Stretchlimousine mit Chauffeur zur Verfügung gestellt!

Der Tagesausflug nach Chicago war sicher eines der größeren Highlights unserer Amerikareise. Denn dort besuchten wir zum einen das „Skydeck“, das oberste Stockwerk des „Sears Tower“, eines der höchsten Gebäude der Welt mit einem Ausblick, den sich nur jemand ausmalen kann, der schon auf einem vergleichbar hohen Gebilde gewesen ist – was bei einer Höhe von 512 Metern eher unwahrscheinlich ist –, und wir hatten außerdem die Möglichkeit, fast den ganzen Tag damit zu verbringen, die Innenstadt mit ihren Geschäften zu erkunden. Allerdings kam sehr schnell die Ernüchterung, als uns klar wurde, dass die Läden hauptsächlich Produkte führten, die unser Taschengeld mehr als überstiegen, und so fanden sich die meisten früher oder später im „H & M“ wieder, welches zum Schock der Deutschen



Ein Besuch bei CAT gehört dazu.



Die etwas andere Schnitzeljagd mit der Stretchlimousine.

in Amerika praktisch unbekannt ist. Also wurde uns die große Ehre zuteil, den Amerikanern unseren Shoppingtempel vorzustellen, der dort jedoch – typisch amerikanisch – viel größer und anbetungswürdiger war als unser einheimischer. Damit konnte dessen Anhängerschaft noch einige weitere begeisterte Gläubige erringen, bis zuletzt die gesamte Reisegruppe erschöpft, aber glücklich spät nachts mit ihren Errungenschaften nach Hause kam.

So verstrich ein angenehmer Tag nach dem anderen, und kaum hatten wir uns umgesehen, waren die drei Wochen um und wir waren nach verzweifelten Versuchen, sämtliche Habseligkeiten in unseren Koffern zu verstauen, und nach tränenreichen Abschiedsszenen schon wieder auf dem Weg nach Hause. Hier blieben uns neben dem „Jetlag“ nur noch Erinnerungen in Form von Fotos, einer von Christian Pieper genial gemachten DVD, die alle unsere Ausflüge in Bild und Ton mit tollen Effekten unterstrich, und unseren zahlreichen Einkäufen aus dem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. Geblieben ist auch die Vorfreude auf dieses Jahr 2006, in dem wir das 30-jährige Jubiläum der Städtepartnerschaft zwischen Peoria und Friedrichshafen feiern, welches uns und vor allem mir eine doppelte Freude bietet, denn neben dem Gegenbesuch der Amerikaner erhalte ich die Chance, ein ganzes Schuljahr bei „meiner“ Gastfamilie zu verbringen. So befinde ich mich höchstwahrscheinlich gerade in Peoria, während Sie dies hier lesen, und empfehle jedem nur, es mir gleichzutun und eine Reise in unsere Partnerstadt in Illinois, USA, zu unternehmen.